

Walter Otto Ötsch
Silja Graupe *Hrsg.*

Imagination und Bildlichkeit der Wirtschaft

Zur Geschichte und
Aktualität imaginativer
Fähigkeiten in der Ökonomie



Springer VS

Imagination und Bildlichkeit der Wirtschaft

Walter Otto Ötsch · Silja Graupe
(Hrsg.)

Imagination und Bildlichkeit der Wirtschaft

Zur Geschichte und Aktualität
imaginativer Fähigkeiten in der
Ökonomie

Hrsg.

Walter Otto Ötsch
Institut für Ökonomie, Cusanus
Hochschule für Gesellschaftsgestaltung
Bernkastel-Kues, Deutschland

Silja Graupe
Institut für Ökonomie, Cusanus
Hochschule für Gesellschaftsgestaltung
Bernkastel-Kues, Deutschland

ISBN 978-3-658-29410-6 ISBN 978-3-658-29411-3 (eBook)

<https://doi.org/10.1007/978-3-658-29411-3>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2020

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Frank Schindler

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Vorwort

In der ökonomischen Forschung findet in letzter Zeit in Teilbereichen ein Umdenken statt: Wirtschaftliche Entwicklung gilt nicht mehr als von quasi-mechanischen Gesetzmäßigkeiten oder blinden Sachzwängen getrieben, sondern von Imaginationen, Narrativen und Diskursen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Doch wie kommen die Bilder ins Leben, die wirtschaftliches Handeln anleiten, oder jene Bilder über die Wirtschaft, die politische Diskurse bestimmen? Wer produziert sie und auf welche Weise werden sie wirksam? Und wer trägt Verantwortung für allgemein geteilte Bilder über die Wirtschaft? Eine Ökonomie, die einen fundierten Beitrag zur Gesellschaftsgestaltung leisten möchte, muss diese Fragen ernst nehmen. Dafür hat sie die Erforschung der Bildlichkeit unserer heutigen Wirtschaft einerseits und die imaginativen Fähigkeiten wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Akteure andererseits in den Blick zu nehmen. Dabei geht es nicht nur um neue deskriptive Beschreibungen, sondern auch um die Frage, wie die Ökonomie zur (Wieder)Aneignung der Imagination als einer produktiven, aktiven und ethisch fundierten Tätigkeit des Menschen befähigen kann. Wie kann sie den Gemeinsinn sowohl im erkenntnistheoretischen als auch moralischen Sinne stärken?

Der vorliegende Band stellt ein erstes Grundlagenwerk zur Imaginationsforschung in der Ökonomie dar. Dafür bringen seine Autorinnen und Autoren die Wirtschaftswissenschaften in Dialog mit der Kulturgeschichte, der Philosophie, den Sprachwissenschaften, mit Medientheorien sowie der Anthropologie. Sie zeigen auf, wie die schöpferische Imagination im Mainstream der Wirtschaftswissenschaften (auch mit Bezug zu analogen Entwicklungen in der Philosophie) verlorenging und zugleich, wie sie wiederbelebt werden kann.

Walter Otto Ötsch
Silja Graupe

Inhaltsverzeichnis

Imagination und Bildlichkeit in der Ökonomie – eine Einführung	1
Walter Otto Ötsch und Silja Graupe	
Zur Theorie und Philosophie des Bildes	35
Karl-Heinz Brodbeck	
Diltheys Traum	75
Ralf Lüfter	
Die Selbstwahrnehmung der Wirtschaft	89
Karl-Heinz Brodbeck	
„Eine Wissenschaft um ihrer selbst willen“	117
Silja Graupe	
Bilder in der Geschichte der Ökonomie	171
Walter Otto Ötsch	
Auswege aus dem Labyrinth der phantasmata	221
Hans Schelkshorn	
Erwarten, Vorstellen, Entscheiden	245
Birger P. Priddat	
„The promised land“	275
Ivo De Gennaro	
Das massenmediale Bild als konstitutives Moment des Geldes	297
Simon Küffer	
„Bildnerisches Denken“ als Wissensform der Ökonomie?	317
Steffen W. Groß	

Herausgeber- und Autorenverzeichnis

Über die Herausgeber

Prof. Dr. Walter Otto Ötsch Institut für Ökonomie, Cusanus Hochschule für Gesellschaftsgestaltung, Bernkastel-Kues, Deutschland

Prof. Dr. Silja Graupe Institut für Ökonomie, Cusanus Hochschule für Gesellschaftsgestaltung, Bernkastel-Kues, Deutschland

Autorenverzeichnis

Prof. Dr. Karl-Heinz Brodbeck ist Professor i.R. an der Hochschule für angewandte Wissenschaften, Würzburg-Schweinfurt, und an der Hochschule für Politik, München. Forschungsgebiete und Publikationsfelder: Ökonomische Theorie und Geschichte, Erkenntnistheorie, Geldphilosophie, Kreativitätsforschung, Buddhistische Philosophie, Ethik.

Prof. Dr. Ivo De Gennaro ist Assoziierter Professor für Moralphilosophie an der Freien Universität Bozen. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Hermeneutische Phänomenologie, Philosophie der Ökonomie, ethische Grundfragen der Wissenschaft und Kunst, Philosophie der Zeit.

Prof. Dr. Silja Graupe ist Professorin für Ökonomie und Philosophie an der Cusanus Hochschule für Gesellschaftsgestaltung, sowie Mitbegründerin und Vizepräsidentin dieser Hochschule. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Ökonomische Bildung, interdisziplinäre Lehrbuchforschung, der interdisziplinäre Bereich von

Ökonomie und Philosophie (insb. mit Schwerpunkt auf erkenntnistheoretischen Fragen sowie auf der Begriffs- und Ideengeschichte der Ökonomie) sowie die Wirkungsforschung der Ökonomie.

Prof. Dr. Stephen W. Groß ist außerplanmäßiger Professor im Fachgebiet Volkswirtschaftslehre-Mikroökonomik an der Brandenburgischen Technischen Universität in Cottbus. Forschungsschwerpunkte: Wissenschaftstheorie der Volkswirtschaftslehre, Wirkungszusammenhänge von wirtschaftswissenschaftlicher Theoriebildung und wirtschaftlicher Praxis (Theorie-Praxis-Nexus) und Ökonomik von Kulturgütern und des Kulturgüterschutzes.

Simon Küffer ist Grafikdesigner, wissenschaftlicher Mitarbeiter und Doktorand an der Hochschule der Künste und der Universität Bern. Er befasst sich mit Kommunikationsdesign und massenmediale Bilder als Visuelle Rhetorik, dies aktuell mit den Schwerpunkten: Geld, ästhetischer Kapitalismus, Zusammenhänge zwischen visueller Kultur und Ökonomie.

Prof. Dr. Ralf Lüfter ist Assistenz-Professor für Philosophie an der Fakultät für Wirtschaftswissenschaften der Freien Universität Bozen, sowie Direktor der Ezra Pound Forschungsstelle an der Akademie Meran. Schwerpunkte seiner Arbeit liegen in der Philosophie der Ökonomie, der Wirtschaftsethik und der Wissenschaftsphilosophie. Im Rahmen eines auf mehrere Jahre angelegten Forschungsprojektes bemühte er sich zuletzt um die Freilegung von Quellen ökonomischen Wissens in Dichtung und Philosophie, Kunst und Wissenschaft.

Prof. Dr. Walter Otto Ötsch ist Professor für Ökonomie und Kulturgeschichte an der Cusanus Hochschule für Gesellschaftsgestaltung. Seine Fachgebiete sind die Kultur- und Wirkungsgeschichte der Wirtschaftstheorie, Fragen der Wirtschaftsphilosophie, der politischen Kommunikation und der Wissensproduktion sowie institutionelle Aspekte des aktuellen Wirtschaftssystems.

Prof. Dr. Birger P. Priddat ist Seniorprofessor für Wirtschaft und Philosophie an der Wirtschaftsfakultät der Universität Witten/Herdecke. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Wirtschaftsphilosophie, Institutionenökonomie, Theoriegeschichte der Ökonomie, digitale Transformation.

Prof. Dr. Hans Schelkshorn ist Professor für Christliche Philosophie an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: praktische Philosophie, Religionsphilosophie, Theorien der Moderne, interkulturelle Philosophie (Schwerpunkt: lateinamerikanische Philosophie)



Imagination und Bildlichkeit in der Ökonomie – eine Einführung

Walter Otto Ötsch und Silja Graupe

Zusammenfassung

Die Einführung informiert über die Intention des Buches: einen Aspekt des wirtschaftenden Menschen in den Vordergrund zu stellen, der in der zeitgemäßen Ökonomik wenig untersucht wird – nämlich seine Fähigkeit Bilder wahrzunehmen, zu deuten, zu produzieren und zu teilen und darauf seine sozialen Wahrnehmungen und sein soziales Handeln zu begründen. Genau dieser Aspekt ist bei Adam Smith in der *Theory of Moral Sentiments* zu finden, wurde in der Geschichte der ökonomischen Theorie bald vergessen, in der Neoklassik geleugnet und bleibt im Wissenskonzept von Hayek nur einer selbst ernannten Elite von *original thinkers* vorbehalten.

Schlüsselwörter

Bildertheorie · Adam Smith · Geschichte der Ökonomik · Imagination

Unübersehbar ist die Fülle von Bildern geworden. Sie bilden die Wirtschaft nicht nur ab, sondern gestalten sie in hohem Maße. Die Charts abstürzender Börsenkurse z. B., die 2008 medial vermittelt wurden, haben sich tief in das kollektive Bewusstsein eingegraben. Auf sie wurde in aller Welt mit panischen Verkäufen reagiert,

W. O. Ötsch (✉) · S. Graupe

Institut für Ökonomie, Cusanus Hochschule für Gesellschaftsgestaltung,
Bernkastel-Kues, Deutschland

E-Mail: walter.oetsch@cusanus-hochschule.de

S. Graupe

E-Mail: silja.graube@cusanus-hochschule.de

neue Bilder wurden fast in Echtzeit rund um den Erdball verbreiten, auf die weitere Akteure reagierten, usw. Selbstverständlich sind die Kartons, die in großer Eile aus den Büros von Lehman Brothers in New York getragen werden, ebenso echt, wie ihre Eigentümer und ihr wirtschaftliches Schicksal. Und dennoch sind es die Bilder von diesem Ereignis, nicht die Erfahrung selbst, auf die die Öffentlichkeit und die Politik reagiert haben. Die Wirtschaft, so kann man sagen, speist sich heute in hohem Maße nicht mehr nur aus unmittelbaren physischen Bedingungen (etwa der Produktion) oder zwischenmenschlichen Beziehungen (beispielsweise im Tausch), sondern aus der Anschauung von Bildern. Dies gilt nicht nur für Ausnahmeereignisse wie die Finanzkrise 2008, sondern für eine Fülle alltäglicher Praktiken in der Wirtschaft, beispielsweise auf jene, die sich auf die Zukunft beziehen, die – so kann vermutet werden – mit Hilfe von imaginierten Zukunftsbildern zugänglich wird. Ebenso kann die Wirkung der allgegenwärtigen Werbung auf die Beeinflussung unbewusster Vorstellungen zurückgeführt werden.

In diesen Prozessen ist es, worauf die Künstlerin Sandra del Pilar hinweist, nahezu unausweichlich, dass sich Bilder auf Bilder zu beziehen beginnen, ohne je noch eine irgendwie geartete reale Erfahrungswelt zu berühren. Es entsteht eine Art Netz visueller Eindrücke: del Pilar nennt es in Anlehnung an den Terminus „Hypertextualität“ des französischen Literaturwissenschaftlers Gérard Genette treffend „Hyperpikturalität“. Dieses Netz kann sich derart verdichten,

„dass es zur Formierung einer eigenen Realität kommen kann, einer mentalen Wirklichkeit, obgleich man sie nicht am eigenen Leib erlebt hat, doch ebenso präsent und bestimmend für das physische Dasein sein kann.“ (Pilar 2009)

Bilder der Wirtschaft, Bilder über Zustände der Wirtschaft, Bilder von designten Produkten, Bilder über die Auswirkungen auf die Zukunft, ... – all diese Bilder werden somit *als* Realität empfunden – und wirtschaftliche Handlungen stellen Reaktionen auf diese Art der Empfindung dar. Bereits in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts hat Walter Lippmann auf die Dreiecksbeziehung zwischen dem Menschen, seiner Handlungswelt und dem Reich der Bilder verwiesen, das er als Pseudo-Umwelt bezeichnet hat (vgl. Ötsch und Graupe 2018). Je mehr der Unterschied zwischen der Pseudo-Umwelt und der real erfahrbaren Umwelt schwindet – unsere Studierenden etwa vermögen im Zeitalter der selbstverständlichen Nutzung digitaler Medien kaum noch systematische Differenzen auszumachen – so sehr wachsen sich die Bilder von der Wirtschaft und über ihre Aspekte zu einem eigenständigen Subjekt aus. Bildliche Vorstellungen von der Wirtschaft, die eigentlich stets der kritischen Reflexion ob ihrer Stellung zur Realität bedürften, wandeln sich in eine Bildlichkeit der Wirtschaft um, die

Menschen mehr und mehr unkritisch als eigene Wesenheit zu behandeln auf diese bloß noch passiv zu reagieren drohen.

Die Erforschung des bildlichen Charakters der Wirtschaft ist in den letzten Jahren auch zum Gegenstand interdisziplinärer ökonomischer Forschung geworden.¹ Doch bleibt dabei bislang ein wesentlicher Aspekt eher unberücksichtigt. Es ist

¹In vielen Wissenschaften hat eine „ikonische Wende“ stattgefunden, auch als „iconic“, „pictorial“, „imagic“ oder „visualistic turn“ bezeichnet. Beispiele aus der Wirtschaftssoziologie bzw. den Wirtschaftswissenschaften sind: (1) die These von Andreas Langenohl (2010), dass die Finanzmärkte langfristig durch ein „Imaginäres“ erklärt werden müssen, Langenohl rekurriert dabei vor allem auf Cornelius Castoriadis (1990); (2) der Befund von Elena Esposito, durch die Entwicklung der Wahrscheinlichkeitsrechnung sei es ab der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts zu einer „Realitätsverdoppelung“ gekommen: sie meint die neue mit Wahrscheinlichkeitstheorien, d. h. fiktional berechnete Welt, die aber im Hinblick auf Zukunftsentscheidungen keine Sicherheit, aber dennoch Orientierung bieten kann: „Das Wahrscheinliche ist fiktional, aber nur deshalb funktioniert es, und nur deshalb bietet uns jene Orientierungsmöglichkeiten, die die ‚reale Realität‘ nicht bieten kann“ (Esposito 2014, S. 55). Aber diese basieren notwendig auf Szenarien: „Man entwickelt ein Szenario für die Zukunft und entscheidet sich dann in der Gegenwart, man definiert das Sichere über das Unsichere“ (ebenda. S. 83). (3) Ekaterina Svetlova entwickelt den Ansatz, man müsse ein kontrafaktuelles Denken als analytisches Werkzeug für Finanzentscheidungen verstehen: Investoren „sehen“ etwas, was andere nicht „sehen“ (vgl. Svetlova 2009): bzw. allgemeiner: „Equities are made valuable while they are constructed as „investment objects“ by means of models and stories; however, models’ results are frequently guided by the imagination and narratives of their users.“ (Svetlova 2018, S. 152); (4) die Analysen von Birger Priddat, z. B. in einer direkten Kritik der Standardökonomie: „Vieles, was in der Ökonomik bisher als Preis/Mengen/Qualitätsbewertung gerechnet wird, erweist sich als durch Kommunikations- und Narrationsprozesse moduliert. Erwartungen z. B. sind narrativ wie kommunikativ generierte kognitive Programme oder Skripten, die mit erzähltheoretischen Konzepten (Fiktion, Simulation, Imagination) konzipiert erschlossen werden können als mit den kognitivistischen Bestimmtheiten, die sich die Ökonomie selbst verleiht.“ (Priddat 2016, S. 83). Aber Narrationen könnte man auch direkt auf eine Basis von Bildlichkeit beziehen. (5) die Analysen von Jens Beckert, dass ökonomische Entscheidungen notwendig unter Bedingungen fundamentaler Ungewissheit stattfinden, sie müssen deshalb in Fiktionen verankert sein: „‚Fiktionalität‘ umfasst die Vorstellungen des zukünftigen Zustands der Welt und der kausalen Mechanismen, die zu diesem Zustand führen. Akteure werden durch diese Imaginationen der Zukunft motiviert und organisieren ihre Handlungen auf ihrer Grundlage. Da die Vorstellungen nicht an die empirische Realität gebunden sind, ist Fiktionalität auch eine Quelle der Kreativität“ (Beckert 2011, S. 1). Beckert weist in seinem neuen Buch *Imaginative Zukunft* „Bilder der Zukunft eine tragende Rolle“ für ein Verständnis des Kapitalismus zu (S. 13). Sein Ansatz basiert auf dem Konzept von „fiktionalen Erwartungen“. Sie werden definiert als „Bilder, die ein Akteur in seiner Vorstellung heraufbeschwört, wenn er über zukünftige Zustände der Welt nachdenkt [...]“ (Beckert 2018, S. 23 f.), aber Beckert entwickelt seine Theorie in den Termini von Narrationen und spricht kaum explizit über Bilder.

dies die Frage nach dem Ursprung der Bilder und – in der Folge – nach ihrer potentiellen Gestaltbarkeit. Warum und in welcher Weise besitzen Menschen imaginativ-produktive Kräfte? Woraus entspringen sie und in welcher Weise sind sie für wirtschaftliches Handeln relevant? Und: Wer schafft die heutigen Leitbilder der Wirtschaft und wer vermag sie verantwortlich zu gestalten? Im vorliegenden Sammelband gehen wir dieser Frage auf eine grundlegende Weise nach, indem wir die Imaginationsfähigkeit des Menschen im Allgemeinen und von ökonomischen Akteuren im Besonderen in den Mittelpunkt interdisziplinärer Forschung stellen. Eine lange philosophische und durchaus auch wirtschaftswissenschaftliche Tradition besagt, dass Bilder weder einfach „da“ sind, noch lediglich aus den Tiefen des Unbewussten irgendwie emporsteigen. Es liegt vielmehr in der schöpferischen Fähigkeit des Menschen, bildliche Vorstellungen individuell wie kollektiv zu schaffen (nach Adam Smith kommt das, wie wir gleich sehen werden, durch seine *imagination* zustande), auf denen seine moralischen Bewertungen ebenso wie seine Vernunft (ausgedrückt in Sprache und Symbolen) sowie seine sittlichen Handlungsprinzipien beruhen. Doch ist in der Ökonomie heute, wie wir in Teil 3 knapp umreißen, ist ein umfassendes Verständnis dieser Fähigkeit zur aktiven Imagination nicht mehr zu finden. Vorherrschend ist (wenn dies überhaupt thematisiert wird) eher die Vorstellung einer passiven und sich lediglich stillschweigend vollziehenden Einprägung von Bildern in das menschliche Unbewusste. Weder vermögen Ökonomen mehr zu sagen, welche Bilder ihren eigenen wissenschaftlichen Verstand prägen, noch wie handlungsleitenden Bilder und Leitbilder der Wirtschaft in der Imagination wirtschaftlicher Akteure entstehen.

Kurz gesagt, unternimmt der vorliegende Band den Versuch, diese Forschungslücke zu schließen, indem er erstmalig grundlegende Beiträge zur Imaginationsforschung in der Ökonomie vereinigt. Wir versuchen einen Aspekt des wirtschaftenden Menschen zu thematisieren, der in der zeitgemäßen Ökonomik wenig untersucht wird: nämlich seine Fähigkeit Bilder wahrzunehmen, zu deuten, zu produzieren und zu teilen und darauf sowohl seine soziale Wahrnehmung als auch sein soziales Handeln zu begründen (vgl. bereits Van den Berg und Priddat 2009). Wir wollen damit einen Beitrag zu einer Grundlagendebatte in der Theoriebildung der Ökonomik liefern. Weil es um kategoriale Fragen geht, wurden zu diesem Versuch Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus dem Bereich der Ökonomik eingeladen, die an philosophischen Fragestellungen Interesse haben, sowie Philosophen und Philosophinnen und philosophisch orientierte KulturwissenschaftlerInnen, die zu ökonomischen Themen arbeiten. Das Buch will einen inter- oder transdisziplinären Dialog der Felder Ökonomie und Philosophie dokumentieren, der vor

einigen Jahren an der Cusanus Hochschule begonnen wurde (u. a. in einem Workshop im September 2016, einer Tagung im Mai 2017 – vgl. dazu Ötsch und Graupe 2018 – und einem Workshop im Dezember 2019) und in den nächsten Jahren fortgesetzt werden soll.² Die Thematik von Bildlichkeit scheint uns (das können wir in diesem Band nur andeuten) Aspekte der aktuellen Gesellschaft verstehbar zu machen, die in hohem Maße auf der andauernden bewussten (auch manipulativen) Produktion von Bildern beruht, die aber gleichzeitig kaum einen Diskurs darüber zu führen vermag – auch weil der Aspekt der Bildlichkeit gleichsam in ein gesellschaftliches Unbewusstes verbannt worden ist.

1 Bildlichkeit in ausgewählten Philosophien

Der altmodisch klingende Ausdruck Bildlichkeit weist auf Aspekte in der Produktion, der Verwendung und dem Verstehen von Bildern hin. So kann man von der Predigt im Mittelalter behaupten, sie würde eine mediale Sonderstellung zwischen Mündlichkeit, Bildlichkeit und Schriftlichkeit aufweisen (Wetzel und Flückiger 2010). Dabei sind sowohl äußere (sinnlich wahrnehmbare bzw. materiell existente) Bilder (*pictures*) als auch innere (imaginierte bzw. simulierte oder mental vorgestellte) Bilder (*images*) gemeint. Der Begriff Bild selbst ist wie jeder grundlegende Begriff nicht eindeutig definiert und wird zudem in einer großen Bedeutungsvielfalt verwendet (vgl. Mersch und Ruf 2014). William Mitchell spricht von einer „Familie von Bildern“:

„Wir sprechen von Gemälden, Statuen, optischen Illusionen, Karten, Diagrammen, Träumen, Halluzinationen, Schauspielen, Gedichten, Mustern, Erinnerungen und sogar von Ideen als Bildern, und allein schon die Buntheit dieser Liste läßt jedes systematische, einheitliche Verständnis unmöglich erscheinen. Zweitens wird man sich darüber wundern, daß die Tatsache, daß alle diese Dinge den Namen *Bild* tragen, noch lange nicht heißt, daß ihnen allen etwas gemeinsam ist. [...]

Jeder Zweig dieses Stammbaums bezeichnet einen Typ von Bildlichkeit, der im Zentrum einer intellektuellen Disziplin steht: geistige Bildlichkeit gehört zum Psychologie und zur Erkenntnistheorie; optische zur Physik; graphische, plastische und architektonische Bildlichkeit zur Kunstgeschichte; sprachliche Bildlichkeit

²Vgl. dazu den Schwerpunkt „Bildlichkeit und Verlust von Bildlichkeit in Philosophie und Ökonomie“ in der *Allgemeinen Zeitschrift für Philosophie* Band 41(3) mit den Aufsätzen Graupe (2016a), Schneider (2016), Ötsch (2016b) und Zeyer (2016).

zur Literaturwissenschaft, perzeptuelle Bilder gehören zu einem Grenzgebiet, auf dem Physiologen, Neurologen, Psychologen, Kunsthistoriker und solche, die sich mit der Optik befassen, mit Philosophen und Literaturwissenschaftlern gemeinsam arbeiten.“ (Mitchell 1990, S. 19, Hervorhebung im Original)

In vielen Bildtheorien (z. B. Boehm 1995) werden jeweils einzelne Aspekte, die einem Bild zukommen sollen, in den Vordergrund gestellt, eine allgemein akzeptierte Definition existiert nicht. Der Philosoph Hans Jonas (1903–1993) führt acht konstitutive Merkmale an, die einem Bild zukommen (1995, S. 107 ff.).³ Ein Bild ist für Jonas (vgl. Schirra und Sachs-Homburg 2011, S. 152 f.) eine

1. absichtlich hergestellte
2. Ähnlichkeitsbeziehung,
3. die intentional sowohl dem Hersteller als auch dem Betrachter vermittelt wird,
4. die aber immer unvollständig sein muss, weil nur einige Merkmale herausgehoben wurden, die als „repräsentativer“ gesetzt werden.
5. Ein Bild verweist auf den Gegenstand und verfremdet ihn gleichzeitig, Jonas spricht von der „Unähnlichkeit der Ähnlichkeit“.
6. Ein Bild kommt im Prozess des Sehens zustande und wird in einer visuellen Form hergestellt. Unabhängig von Details bleibt im Bild zugleich eine Form identifizierbar erhalten.
7. Damit wird ein Gegenstand aus einer dynamischen Welt in „eine nicht-dynamische Existenz [überführt], welche die Bildexistenz schlechthin ist – ein Existenzmodus, der weder mit dem des abbildenden Dings noch mit dem der abgebildeten Wirklichkeit zu verwechseln ist.“ (Jonas 1995, S. 113)
8. Ein Bild besitzt einen vom Bild unterscheidbaren Bildträger: Es kann kopiert und reproduziert werden.

Bildlichkeit als Fähigkeit ein Bild wahrzunehmen, zu produzieren, zu interpretieren, etc. bezieht sich demgemäß immer zugleich auf materielle und äußere sowie mentale und innere Aspekte. Sie manifestiert sich sowohl im Wahrnehmen als auch in der Vorstellung als auch im Tun, wenn z. B. ein Bild hergestellt wird

³Vgl. zu Folgendem Ötsch und Graupe (2018).

oder sich spezifische soziale Praktiken daran knüpfen.⁴ Die vielen Aspekte in Zusammenhang mit einem Bild bedingen eine vielfältige Anwendung des Begriffs Bildlichkeit – man kann die Definition von Jonas zur Zuordnung von Bildtheorien heranziehen. In dieser Weise kann z. B. von der Bildlichkeit eines Objekts, der Bildlichkeit des Menschen, der Bildlichkeit der Wahrnehmung, der Bildlichkeit der Sprache oder der Bildlichkeit des Geistes gesprochen werden. Diese Vielfalt ist auch dadurch bedingt, weil die symbolschaffende Beziehung, die „etwas“ zu einem „Bild“ macht – wie die Begriffsbestimmung von Jonas impliziert –, nicht eindeutig festgelegt und auch nicht eindeutig festlegbar ist. Denn auch Objekte sind uns phänomenal nur über „Bilder“ zugänglich. Wir sehen Objekte über das Bild auf der Netzhaut des Auges und wir denken und reden über Objekte im Rückgriff auf symbolische Codes, die man wieder als „Bilder“ verstehen kann. Bilder verweisen immer wieder auf Bilder, in einem unendlichen Regress.

Theorien des Bildes haben unmittelbar mit Grundfragen der Philosophie zu tun. In vielen Bildtheorien wird auch explizit die populäre Grenzziehung zwischen „Welt“ und „Geist“ problematisiert. Mitchell meint, dass sich „Bild“ auf beides bezieht:

„Das Bild ist der in verschiedenen Ähnlichkeiten und Entsprechungen (*convenientia, aemulatio, analogia, sympathica*) verzweigte allgemeine Begriff, der die Welt mit „Figuren des Wissens“ zusammenhält.“ (Mitchell 1990, S. 21, Hervorhebung im Original, mit Verweis auf Foucault 1974, S. 46 ff.)

⁴„Ein Bild zu machen setzt die Fähigkeit voraus etwas als ein Bild wahrzunehmen, und etwas als ein Bild und nicht nur als ein Objekt wahrzunehmen bedeutet auch, imstande zu sein, eines zu machen.“ (Jonas 1995, S. 114). Dabei wird nach Jonas eine zweifache simultane Wahrnehmungsleistung aktiviert: des Gegenstandes als Gegenstand und des Bildes als Bild: „Ähnlichkeit muss [...] als ‚bloße Ähnlichkeit‘ perzipiert werden und dies involviert mehr als bloße Perzeption. Bildlichkeit in der Tat ist nicht eine Funktion des sinnlichen Ähnlichkeitssatzes, sondern eine begriffliche Dimension für sich, innerhalb welcher alle Ähnlichkeitsgrade vorkommen können. Noch der größte läßt das Bild ein ‚bloßes Bild‘ bleiben, noch der kleinste kann es ein Bild des fraglichen Gegenstandes sein lassen, solange die beabsichtigte Beziehung erkennbar ist. In all diesen Graden ist das Bild, durch die Ähnlichkeitsbeziehung, das Bild *von* etwas, dem abgebildeten Gegenstand, mit dem selbst die beste Ähnlichkeit niemals verschmilzt. Also muss die Wahrnehmungsgleichung, die der Ähnlichkeitserfahrung zugrunde liegt, durch eine Distinktion qualifiziert werden, die selber nicht wahrnehmungsfähig ist. Diese Distinktion [...] ist zweifach: das Bild muss von seinem physischen Träger unterschieden werden, und der abgebildete Gegenstand von beiden. Mit dieser doppelten Distinktion kann Bildähnlichkeit als ‚bloße Ähnlichkeit‘ wahrgenommen werden.“ (Ebenda, S. 115). Zu der Fülle der Aspekte allein um den Begriff *mental imaginery* vgl. die Aufsatzsammlung unter <https://philpapers.org/browse/mental-imagery>.

In dieser Deutung sind „geistige Bilder“ nach Mitchell nicht mysteriöser als „reale Bilder“. Auf beide kann nicht direkt „gezeigt“ werden, um „jemanden, der nicht schon weiß, was ein Bild ist, zu erklären, was das ist.“ (Ebenda)

Manche Bildtheorien versuchen ein Verständnis von Bildern durch den Verweis auf andere Grundbegriffe zu vermitteln. So werden Bilder als Zeichen gedeutet bzw. definiert (vgl. Nordsieck 2014), z. B. in der mittelalterlichen Scholastik, in der die Gottesebenbildlichkeit das Wesen des Menschen ausmacht: Der Mensch selbst in ein Bild, weil er ein natürliches Zeichen ist, das auf seinen göttlichen Ursprung hinweist und ihn damit verbindet. In der neuzeitlichen bzw. in der modernen Zeichentheorie hingegen wird meist (in einem vom Mittelalter unterschiedenen Verständnis von Zeichen) das Verweisungsverhältnis betont. Beispiele sind der Verweis auf reale Objekte (wie im pragmatischen Realismus bei Charles Peirce) oder auf mentale Aktivitäten (wie im analytischen Nominalismus bei Nelson Goodman). In der phänomenologischen Bildtheorie hingegen werden Bilder als sinnliche Erscheinungen aufgefasst, die auf nichts anderes verweisen bzw. auf nichts anderes reduzierbar sind (vgl. Morschek 2014). Konstitutiv für ein Bildbewusstsein sind nach Edmund Husserl drei Aspekte: „1) Das physische Bild, das Ding aus Leinwand, aus Marmor usw. 2) Das repräsentierende oder abbildende Objekt, und 3) das repräsentierte oder abgebildete Objekt.“⁵ „Das Bildobjekt besitzt kein Sein in Raum und Zeit und ist dennoch im Bild sichtbar.“ (Wiesing 2004, S. 91). Bei Jean-Paul Sartre ist das Bildbewusstsein vollends ein imaginatives Bewusstsein: nur der materielle Träger des Bildes werde visuell wahrgenommen, während das Bildobjekt imaginiert sei, es werde durch ein Subjekt geschaffen. Maurice Merleau-Ponty hingegen will jeden transzendentalphänomenologischen Bezug vermeiden und betont die Leiblichkeit des Wahrnehmens. Bilder sind bei ihm Wahrnehmungsreflexionen des Leibes: „Die äußere Wahrnehmung und die Wahrnehmung des eigenen Leibes variieren miteinander, weil sie nur zwei Seiten ein und desselben Aktes sind.“ (Merleau-Ponty 1965, S. 241). Ein Bild braucht nach ihm ebenso wenig wie ein Ding eigens definiert bzw. kann nicht eigens definiert werden. Denn: „Das Wahrgenommene ist nicht notwendig ein vor mir als Erkenntnisgegenstand gegenwärtiger Gegenstand“. In beiden manifestiert sich „das Wunder der realen Welt, dass in ihr der Sinn mit der Existenz gänzlich zusammenfällt und in ihr sich ein für alle Mal begründet.“ (Ebenda, S. 371 und 374).

⁵Husserl, Edmund: Phantasie und Bildbewusstsein (1904/1905). In: Ders.: Phantasie, Bildbewußtsein, Erinnerung. Zur Phänomenologie der anschaulichen Vergegenwärtigung. Den Haag/Boston/London (1980, S. 18 g), zitiert nach Morschek (2014, S. 48).

Einen anderen Pol in der Phänomenologie nimmt Hans Jonas ein. Mit Rekurs auf Husserl versteht er die Fähigkeit des Menschen Bilder zu verstehen und Bilder zu erzeugen als das entscheidende Unterscheidungsmerkmal (*differentia specifica*) des Menschen zum Tier (Jonas 1961, 1995). Jonas wird so zum Begründer einer Bildanthropologie. Jonas spricht von dem „Bildvermögen“, das den Menschen als *homo pictor* auszeichnet – eine abstrakte und geistige Fähigkeit, die sich im Tun realisiert: „Der *homo pictor* erlangt erst durch die Anfertigung eines Bildes als Lebensäußerung Geltung.“ (Ulama 2011, S. 13). Nur der Mensch sei nach Jonas in der Lage, eine „unvollständige Ähnlichkeit“ zu erkennen, d. h. zu vervollständigen und dennoch die bildliche Wirklichkeit als bloß symbolische anzuerkennen (ebenda, S. 15). Mitchell spricht davon,

„dass ein Bild ohne einen paradoxen Trick des Bewußtseins nicht als *solches* gesehen werden kann: es bedarf dazu der Fähigkeit, etwas zur gleichen Zeit als „da“ und als „nicht da“ zu sehen. Wenn eine Ente auf einen Lockvogel reagiert oder wenn Vögel nach den gemalten Tauben auf den legendären Bildern des Zeuxis picken, dann sehen sie keine Bilder: sie sehen andere Enten oder wirkliche Trauben – die Dinge selbst, nicht Bilder der Dinge“ (Mitchell 1990, S. 27, Hervorhebung im Original)

Eine andere Bildanthropologie hat Hans Belting entworfen (vgl. Halawa 2014, S. 72 ff.; Strehle 2011). Er verknüpft die Geschichte des Bildes eng mit der Kulturgeschichte des Menschen (Belting 1991, 2001, 2012). Belting deutet z. B. die archaischen Totenkulte bildtheoretisch. Mit Hilfe von Bildern konnten die Menschen die Abwesenheit der Verstorbenen rituell verarbeiten:

„Der Widerspruch zwischen Anwesenheit und Abwesenheit, den wir auch heute noch an den Bildern feststellen, besitzt seine Wurzeln in der Erfahrung des Todes“ (Belting 2001, S. 143).

2 Bildlichkeit bei Adam Smith

Ein derart weiter Bezug zum Bildvermögen bzw. zur Bildlichkeit des Menschen führt zur Frage, ob und in welcher Weise Aspekte von Bildlichkeit im Gegenstandsbereich einzelner Human- oder Sozialwissenschaften zu finden sind. Im Feld der Ökonomie (die wir als Sozialwissenschaft verstehen) finden wir einen Tatbestand, der heute vor allem in der deutschsprachigen Ökonomik weitgehend in Vergessenheit geraten ist: Adam Smith (1723–1790), der oft als Begründer einer genuin ökonomischen Theorie gilt, besitzt ein explizites bildanthropologisches Fundament (vgl. zum Folgenden Ötsch 2016b). In der *Theory of Moral Sentiments*

(Smith 1976) beschreibt Smith den Menschen als bildschaffendes Wesen – und zwar in Bezug auf „innere“ Bilder. Smith stattet den Menschen mit der Fähigkeit zur Imagination aus, damit meint er ein „Sehen innerer Bilder“. Smith hat keine eigene Theorie der Imagination konzipiert, er stützt sich dabei in hohem Maße auf die Theorie der Imagination, die sein 12 Jahre älterer Freund David Hume entworfen hat. In der Philosophie von Hume spielt bekanntlich die Imagination eine große Rolle (vgl. Wilbanks 1968; Colliere 2010). So werden in seiner Theorie des Geistes „Ideen“ als „Bilder“ (*images*) konzipiert (Hume 1960). Sie beziehen sich auf „Impressionen“, das sind Sinneseindrücke (*impressions of sensations*) und „Empfindungen“ (*impressions of reflections*). Impressionen und Ideen unterscheiden sich nach Hume nicht hinsichtlich ihrer „Natur“, sondern nur hinsichtlich ihrer „graduellen Erlebnisintensität“ („only in their strength and vivacity“, ebenda, S. 19): Ein Objekt aktuell zu sehen und ein Objekt sich gedanklich (bildlich) vorzustellen macht nach Hume keinen qualitativen Unterschied aus. Imaginationen stellen für ihn die Basis des Menschen in seinem Zugang zur Welt dar. Bekannt ist Humes Konzept der Kausalität: „Ursache“ und „Wirkung“ sind für ihn keine intrinsischen Eigenschaften der Außenwelt bzw. der Objekte, sondern Zutaten, die der menschliche Geist (nicht rein logisch, sondern imaginativ) nach wiederholtem Auftreten von Ereignisketten vornimmt.⁶ Alle basalen kognitiven Einheitsoperationen werden von Hume imaginativ begründet, wie das Konzept einer Substanz in der Natur sowie einer personalen Identität im Menschen.⁷

Eine analoge Vorgangsweise finden wir bei Smith: Ohne Imaginationen kann sich der Mensch weder in der physikalischen noch in der sozialen (und ökonomischen) Welt orientieren. Mit *imagination* spricht Smith bildhafte Vorgänge

⁶„Damit erhalten innerhalb der intellektuellen Fähigkeiten die imaginativen gegenüber den kognitiven eine ganz außerordentliche Bedeutung. Denn nicht mit Hilfe des reinen Denkens, sondern mit Hilfe der Einbildungskraft ordnen wir die Welt der Impressionen nach kausalen Gesichtspunkten. Mittels *imagination* legt das betrachtende Subjekt gleichsam eine Ordnungsstruktur in die Welt der Sinnesinformationen, vorausgesetzt, dass wir über eine *Kausalerfahrung*, also über die Erfahrung einer bestimmten Abfolge von Ereignissen verfügen. Diese Eindrücke, diese ‚Bausteine‘ unserer Erfahrung, werden dann von der Einbildungskraft in bestimmter Weise zusammengefügt. Kausale Beziehungen sind [...] durch konkrete Erfahrungen nahegelegte Zutaten des betrachtenden Subjekts, die – fälschlicherweise – in die Objektwelt projiziert und dann als Eigenschaften der Ereignisse angenommen werden.“ (Streminger 1994, S. 165. Hervorhebungen im Original).

⁷„The idea of a substance as well as that of a mode, is nothing but a collection of simple ideas, that are united by the imagination.“ „Identity [...] is [...] a quality, which we attribute to [different perceptions], because of the union of their ideas in the imagination, when we reflect upon them.“ (Hume 1960, S. 15 f. und 260).

an, die er an mehreren Stellen auch in einer visuellen Sprache schildert, z. B. „to picture out in our imagination“ (Smith 1976, S. 18). Auch als Wissenschaftler, der die Welt erkennen will, reflektiert sich Smith als bildschaffendes Wesen. Denn die Aufgabe der Wissenschaften, der Smith in seinem ganzen Leben nachkommt, ist es Systeme für ihren Erkenntnisbereich zu errichten. Dies machen WissenschaftlerInnen mit ihrer Imagination, Systeme werden (mit Rekurs auf den Systembegriff von Newton) als „imaginäre Maschinen“ definiert.⁸

Insbesondere die soziale Welt ruht nach Smith auf imaginativen Vorgängen, die jede Person andauernd unternimmt.⁹ Menschen besitzen die Fähigkeit das emotionale und kognitive Erleben anderer zumindest partiell in ihrer eigenen Vorstellungswelt nachvollziehen zu können. Dabei werden die Innenwelten anderer imaginativ simuliert. Anders formuliert: Kraft ihrer Imagination können Menschen die Innenwelten anderer Personen betreten.¹⁰ In diesem Vorgang entsteht *sympathy*: Man kann z. B. nachvollziehen (unabhängig davon, ob man das auch billigt), aus welchen Motiven andere handeln. Smith spricht von den dabei beteiligten Gefühlen als „fellow-feelings“.¹¹ Vorgänge dieser Art lassen nach Smith einen reichen (vor allem visuell beschriebenen) Innenraum entstehen. Dieser Raum bildet sich nach und nach in langen Lernprozessen und besitzt

⁸Seine diesbezüglichen Vorstellungen hat Smith vor allem in der *History of Astronomy* formuliert, die posthum 1795 publiziert wurde: „A system is an imaginary machine invented to connect together in the fancy those different movements and effects which are already in reality performed.“ (Smith 1980, S. 66). Als Überblick über den Newtonianismus bei Smith vgl. Berry (2006).

⁹„The ‚world‘ (both natural and social) is, as a unified ‚system‘ constituted or given to us by our own imaginations. Thus all of the talk in *The Theory of Moral Sentiments* about nature as a whole is itself an ‚invention of the imagination‘. Or more bluntly put, both *The Theory of Moral Sentiments* and *The Wealth of Nations* are themselves, qua systems or unifying accounts, ‚inventions of the imagination‘.“ (Griswold 1999, S. 339).

¹⁰„As we have no immediate experience of what other men feel, we can form no idea of the manner in which they are affected, but by conceiving what we ourselves should feel in the like situation. [...] By the imagination we place ourselves in his situation, we conceive ourselves enduring all the same torments, we enter as it were into his body, and become in some measure the same person with him, and thence form some idea of his sensations, and even feel something which, though weaker in degree, is not altogether unlike them.“ (Smith 1976, S. 9).

¹¹„Sympathy, though its meaning was, perhaps, originally the same, may now, however, without much impropriety, be made use of to denote our fellow-feeling with any passion whatever.“ (Smith 1976, S. 10). Griswold (2006, S. 2) spricht von „sympathetischer Imagination“.

im sozialisierten Individuum eine stabile und in sich strukturierte Existenz.¹² Smith ortet in diesem Raum eine „Sehinstanz“ (*spectator*), die wie ein „innerlicher Richter“ funktioniert (z. B. Smith 1976, S. 14). Dieser Instanz kommt die Funktion zu, andere Personen andauernd moralisch zu bewerten – und daraus Schlüsse zu ziehen, die handlungsrelevant sind. Schlussendlich bezieht sich der *spectator* auch auf die eigene Person selbst, d. h. auf sich selbst in ihrer Eigenschaft als *agent*. So entsteht ein *impartial spectator*, durch den Menschen andauernd ihre eigenen Handlungen einem moralischen gesellschaftlich geformten Selbsturteil unterziehen.¹³

Diese komplexen imaginativen Operationen bilden nach Smith sowohl die Basis für ethisches Verhalten (wie jemand mit anderen umgeht) als auch für das eigene Selbstbild (wie jemand mit sich selbst umgeht) – und den Zusammenhalt der Gesellschaft selbst.¹⁴ Der Mensch besitzt nach Smith einen sozial gestalteten und strukturierten Innenraum, er ist mit Selbstbewusstsein, Gewissen und Moral ausgestattet. Auf dieser anthropologisch konzipierten Basis analysiert Smith auch wirtschaftliches Verhalten (vgl. zu dieser Deutung Ronge 2015).

¹²Zu den vielfältigen Operationen, die dabei beteiligt sind, vgl. Ötsch (2016b).

¹³„When I endeavour to examine my own conduct, when I endeavour to pass sentence upon it, and either to approve or condemn it, it is evident that, in all such cases, I divide myself, as it were, into two persons; and that I, the examiner and judge, represent a different character from that other I, the person whose conduct is examined into and judged of. The first is the spectator, whose sentiments with regard to my own conduct I endeavour to enter into, by placing myself in his situation, and by considering how it would appear to me, when seen from that particular point of view. The second is the agent, the person whom I properly call myself, and of whose conduct, under the character of a spectator, I was endeavouring to form some opinion. The first is the judge; the second the person judged of. But that the judge should, in every respect, be the same with the person judged of, is as impossible, as that the cause should, in every respect, be the same with the effect.“ (Smith 1976, S. 101 ff.)“ „Smith proposes an impartial spectator, not an impartial actor, account of moral judgment. Sentiments are moral or virtuous when approved by the impartial spectator, and therefore the ‘theory of moral sentiments’ is a theory of the spectator’s approval of the emotions.“ (Griswold 1999, S. 104).

¹⁴Das Selbstbild entsteht erst aus den imaginierten Bewertungen der anderen: „Were it possible that a human creature could grow up to manhood in some solitary place, without any communication with his own species, he could no more think of his own character, of the propriety or demerit of his own sentiments and conduct, of the beauty or deformity of his own mind, than of the beauty or deformity of his own face. All these are objects which he cannot easily see, which naturally he does not look at, ‘and with regard to which he is provided with no mirror which can present them to his view’. Bring him into society, and he is immediately provided with the mirror which he wanted before.“ (Smith 1976, S. 110, die Zitierung stammt von *Treatise on Human Nature* von David Hume II.i.5).

3 Der Verlust der Bildlichkeit in der ökonomischen Theorie nach Smith

Adam Smith hat als Theoretiker der Bildlichkeit (im Sinn eines Bildvermögens von Menschen) in der Geschichte der ökonomischen Theorien wenige Spuren hinterlassen. Das Konzept eines Menschen, dessen ökonomisches Handeln auf seiner Fähigkeit zu imaginieren beruht, geriet bald in Vergessenheit und wurde im Hauptstrang der Theorie durch ein Menschen-Bild ersetzt, in dem die Imagination keine aktiv-gestaltende Rolle für Aspekte der Wirtschaft einnimmt. Bald nach Smiths Tod (17.07.1790) wird sowohl in England als auch in Frankreich, Deutschland und in den USA eine Smith-Rezeption entwickelt, die die *The Theory of Moral Sentiments* vom *The Wealth of Nation* trennt und erstere weitgehend ausblendet. Vor allem in Frankreich kam es im Gefolge der Französischen Revolution (1789–1799) durch Jean-Baptiste Say (1767–1832) zu einer Umdeutung von Smiths Theorien, die in Deutschland und vor allem in den USA weite Verbreitung fand.¹⁵ Bei Say erscheint die Wirtschaft als ein autonomes System, der Smithsche Konnex zur Gesellschaft (*commercial society*) als moralisches System wird aufgelöst, ebenso ihr historischer Bezug. Das System der Wirtschaft wird jetzt als statisches Modell in einer neuen Analogie zu Newton (und einer Revision der mechanistischen Metapher bei Smith) gedacht. Say sprach auch von Gesetzen von Märkten (bzw. „stilisierten Prinzipien“) in Analogie zum Gravitationsgesetz (wenngleich er diese Analogie nur verbal behandelt), die auf „generellen Fakten“ beruhen. Diese entspringen der „Natur der Dinge“ bzw. den „Gesetzen der materiellen Welt“: „We do not imagine them; they are results disclosed to us by judicious observation and analysis.“ (Say 1971, S. xxv).

Ähnliche Debatten finden in England statt (vgl. Corsi 1987). Vor allem Robert Malthus (1766–1834) und David Ricardo (1772–1823) stehen in der ökonomischen Theorie für eine Entwicklung, die das Imaginative im Menschen abschwächt und schließlich leugnet. Gleichzeitig wird ein neuer Naturbegriff etabliert (vgl. Ötsch 2007), der wiederum direkt für die Gesellschaft relevant wird. Malthus polemisiert in seinem Bevölkerungsgesetz (als *Essay on the Principles of Population* 1798 anonym publiziert) gegen die „Utilitaristischen Anarchisten“ (wie Robert Wallace, William Ogilvie, William Godwin oder Thomas Spence, vgl. Ötsch 2016) und bezieht seine Argumente aus der Biologie

¹⁵Bis in die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts war in den USA Says Hauptwerk *Traité d'économie politique* (Say 1971, das erstmals 1803 erschienen und 1816/1817 erstmals ins Englische übersetzt worden ist), das populärste Lehrbuch.

und der Pflanzenphysiologie. In diesem Diskurs wertet Malthus die menschliche Imagination deutlich ab: Sie sei nur für die Dichtkunst, aber nicht für die ökonomische Theorie angebracht (Malthus 1998, S. 113). Seinen Gegnern, die die „Armenfrage“ durch eine radikale Umverteilung der Besitzverhältnisse in der Landwirtschaft lösen wollen, wirft Malthus eine „beautiful fabric of the imagination“ vor (ebenda, S. 60): Sie würden einem „phantom of the imagination“ unterliegen und sollten „awaken to real life, and [to] contemplate the genuine situation of man on earth“ (ebenda, S. 55 f.). Das imaginative Potential des Menschen, das für Smith konstitutiv ist, wird von Malthus damit (auch aus gesellschaftspolitischen Gründen) aus dem Gegenstandsbereich der Ökonomie verbannt. Denn die Dynamik der Gesellschaft geht nach ihm nicht von menschlichen Kräften, sondern von Gesetzen der Natur aus. Menschliche Imaginationen (wie sie sich auch in der Politik manifestieren können) sind angesichts der Kräfte der Natur machtlos – der Verweis auf sie ist unangebracht und gefährlich.¹⁶

David Ricardo (1772–1823) verstärkt diese Sichtweise. Bei ihm wird die mechanistische Metapher noch enger gefasst und direkt auf die Methode bezogen. Die Ökonomie müsse nach ihm einem strikt deduktiven Ansatz folgen – dafür wird auch das Differentialkalkül in die ökonomische Theorie eingeführt, das Newton bekanntlich zeitgleich mit Leibniz erfunden hat und für seine Bewegungsgesetze benötigt. Das komplexe Netz ökonomischer Phänomene kann jetzt (in Teilbereichen) in ein einfaches System deterministischer Beziehungen verwandelt werden. John Stuart Mill hingegen (1806–1873, er war die führende Autorität auf dem Gebiet der Ricardo-Interpretation im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts) beschränkt Ricardos Ansatz (nicht prinzipiell, aber aus Gründen der verfügbaren Daten, vgl. Clark 1992, S. 101 ff.) auf den Bereich der Produktion: sie zeigen den Charakter „physikalischer Wahrheiten“. Der zweite Bereich, jener der Verteilung hingegen, ist von „rein menschlichen Einrichtungen“ beherrscht: die „Gesetze und Gewohnheiten der Gesellschaft“ (Mill 2009, S. 182). Mill ist aber auch von den Romantikern seiner Zeit (z. B. von William Wordsworth, 1170–1850) beeinflusst.¹⁷ Er versucht einen Brückenschlag von der Romantik zur Klassischen politischen Ökonomie (vgl. Bronk 2009, S. 40 ff. und 50 ff.). Dabei anerkennt er – den Romantikern folgend – die Rolle der Imagination für menschliches Verhalten. „Imaginative Emotionen“ gelten,

¹⁶Nach Tellmann (2007, S. 30) entsprach diese Ansicht einem Zeitgeist im gesellschaftlichen Denken. Vgl. auch Whale (2004) zum Abbau der Rolle der Imagination im politischen Denken in den Jahrzehnten nach Smiths Tod.

¹⁷Zum Einfluss von Wordsworth auf Marshall vgl. Bronk (2009, S. 15 ff.).

wie Mill in seiner Autobiographie schreibt, „nicht als „an illusion but a fact, as real as any of the other qualities of objects“.¹⁸ Aus dieser Position wirft Mill z. B. Jeremy Bentham eine „deficiency of imagination“ vor, Bentham würde die stärksten Gefühle des Menschen übersehen, wie „the sense of honour“, „the love of beauty“, „the love of power“ und „the love of action“ (Mill 2003, S. 65 ff.; vgl. Bronk 2009, S. 33 ff.).¹⁹

Die Neoklassik, die bekanntlich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts entsteht, gilt als Richtung in der Ökonomie, bei der die Leistung der Einbildungskraft sowohl im Konzept des ökonomischen Akteurs als auch des Wissenschaftlers (in seiner Selbstreflexion) zur Gänze geleugnet wird. Auch diese Deutung ist das Ergebnis einer spezifischen Rezeptionsgeschichte. Zumindest Léon Walras (1834–1910), der die Grundlagen der heute dominanten allgemeinen Gleichgewichtstheorie entworfen hat, hat noch einen umfassenden Ansatz versucht, in welchem Menschen als vielschichtig und durchaus widersprüchlich beschrieben werden (vgl. den Beitrag von Graupe in diesem Sammelband). Der Mensch ist (mit Rekurs auf Kant) zum einen frei, er besitzt einen Willen und ist selbstbestimmt, er kann deshalb auch die Gesellschaftsordnung frei wählen (vgl. Kraft 2005, S. 44 ff.). Zum anderen aber ist der Mensch (nachdem er sich aus guten Gründen für das von Walras beschriebene Tauschsystem entschieden hat) vollständig determiniert, er kann diesbezüglich mit den Eigenschaften einer Maschine beschrieben werden (siehe unten). Bei Walras findet sich auch in seiner Erkenntnistheorie (die in seine Theorie der Gesellschaft enthalten ist) ein Konzept von Imaginationen. Diese bilden die Basis von Wahrnehmungen (Perzeptionen): die Aufgabe der Imagination (die Walras auch den Tieren zuschreibt) sei es, die einzelnen Informationen der Sinne zu einem Gesamtbild zu vereinen (Walras 2010, S. 74 ff.). Das Imaginative wird von Walras gleichsam in das „Tierische“ des Menschen verbannt (ebenda, S. 74, 89 und 125) und damit prinzipiell vom Bereich der Ökonomie ausgeschlossen.

¹⁸Mill, J.S.: *Autobiography* (ursprünglich publiziert 1873), Penguin (1989, S. 123), hier zitiert nach Bronks (2009, S. 38).

¹⁹Imagination „is the power by which one human being enters into the mind and circumstances of another. [...] It is one of the constituents of the historian; [...] Without it nobody knows even his own nature, further than circumstances have actually tried it and called it out; nor the nature of his fellow-creatures, beyond such generalisations as he may have been enabled to make from his observation of their outward conduct.“ (Mill 2003, S. 65 f.).

In der heute dominanten Rezeption wird nur noch der Teilbereich der „reinen Ökonomie“ nach Walras als relevant für den Gegenstandsbereich der Ökonomie erachtet. Diese wird von Walras bekanntlich (analog zur „mathematischen Ökonomie“ bei William Stanley Jevons, 1835–1882, vgl. Schabas 1990) in strikter formaler Analogie zur Mechanik von Newton konzipiert (vgl. Mirowski 1990; Ötsch 1990 sowie die Beiträge von Graupe und Ötsch in diesem Sammelband). Jevons und Walras rekurren damit auch auf Laplace’ Vision einer durchgehend deterministischen Physik (zum Zusammenhang der Gleichungen von Laplace mit denen von Walras vgl. Wellhöner 2002, S. 80 ff.). Diese Betrachtung bedingt eine außerordentlich reduzierte Anthropologie, der die neoklassische Standardökonomie heute fast ohne Thematisierung folgt: Menschen werden in ihren Eigenschaften analog zu mechanischen Partikeln beschrieben. Denn die „Identität“ der Individuen wird bei Walras und Jevons durch eine Nutzenfunktion ausgedrückt (später als Präferenzordnung reformuliert) und wie ein Feld in der Thermodynamik modelliert (ausführlich bei Pikler 1955; Mirowski 1990; Ötsch 1990). Damit besitzt der Mensch im Kernbereich der neoklassischen („reinen“) Ökonomie kein einziges Merkmal, das ihn von physikalisch beschreibbaren Entitäten (im Verständnis der Physik um die Mitte des 19. Jahrhunderts) unterscheidbar macht.²⁰

Das bedeutet auch, dass in dieser (so interpretierten) Neoklassik kein genuin „innerer“ Aspekt im Menschen existiert, der als Erklärung für ein Phänomen der Wirtschaft dienen kann: „innere Bilder“ im Sinn von *images* kommen in der Theorie nicht vor es. Alles genuin „Subjektive“ ist systematisch aus der Theorie ausgeblendet.²¹ Zugleich erscheint die „Außenwelt“ der Märkte (auf denen die Akteure agieren) als voraussetzungslos gegeben. Subjektive Deutungsprobleme von „Fakten“ der „Außen-Welt“ treten nicht auf: „Fakten“ sind den „Subjekten“ unmittelbar zugänglich (vgl. Ötsch 2019, S. 292 ff.). Philosophisch basiert die Neoklassik (in der z. B. in den Lehrbüchern der Mikroökonomie dominierenden Deutung) auf einer naiven Abbildtheorie des Geistes (die wiederum ein Rationalmodell und eine Situationslogik bedingt, vgl. Oesterdiekhoff 1993, S. 128 ff.). Alle „Entscheidungen“, die Akteure laut dem Modell treffen, werden kausal mit äußeren Informationen verknüpft. Verhaltensänderungen kommen immer von

²⁰Jevons spricht statt Personen auch von *Trading Bodies*. Diese werden in Analogie zu den *Gravitating Bodies* in der Newtonschen Mechanik konzipiert.

²¹Die „Innen-Welt“ der Akteure erscheint im Nutzen- bzw. Präferenzansatz als zur Gänze objektiviert. Ökonomisch handelnde Menschen sind hier „prinzipiell durch nichts außer ihrem Etikett qualitativ von Automaten oder Programmen unterscheidbar.“ (Blaseio 1986, S. 140). Vgl. auch Brodbeck (2009, S. 751).

außen zustande, das „Innere“ ist eine starre „Box“, sie enthält die vorgegebenen Nutzen- bzw. Präferenzrelationen und einen vorgegebenen Entscheidungsalgorithmus. Die Menschen werden durch „Anreize“ (z. B. durch Marktpreise) gesteuert. Die Analogie zum Behaviorismus liegt auf der Hand, eine Selbststeuerung ist nicht möglich.

Der neoklassische Akteur besitzt folgerichtig kein genuines Selbst-Bild, keine Selbstbezüglichkeit, keine Selbstdeutung und keine Reflexivität (vgl. Taylor 1994 in seiner Kritik am modernen Utilitarismus).²² Er ist (durchaus im Gegensatz zu Walras' vielschichtigem Ansatz) unfähig zu ästhetischen Unterscheidungen und kreativen Entwürfen, der neoklassische Standardansatz kennt auch kein Konzept des Neuen (Blaseio 1986, S. 63 f. und 136 ff.). Das bedeutet auch, dass die Entstehung neuer Güter im Modell keine Berücksichtigung finden kann.²³ Damit können NeoklassikerInnen, die das Modell der allgemeinen Gleichgewichtstheorie als brauchbar erachten, innerhalb ihres Ansatzes auch ihre eigene kreativen Imaginationsleistungen (die die Weiterentwicklung der Theorie durch neue Modelle möglich macht) nicht erklären: Ihre Modelle hätten „in einer Welt, die dem von [ihnen] gezeichneten rationalen Weltbild entspricht, niemals [...] entstehen können.“ (Blaseio 1986, S. 13). Allgemeiner gesagt: Ihre eigene Fähigkeit zur Bildlichkeit, die das Menschenbild des Homo

²²In dieser Deutung muss eine prinzipielle Trennung des Gegenstandsbereichs der Ökonomie von der Ethik unternommen werden. Dies hat insbesondere Lionell Robbins in seinem *Essay on the Nature and Significance of Economic Science* unternommen. Robbins definiert Ökonomie nicht mehr in Bezug auf einen Gegenstand bzw. auf einen Erkenntnisbereich, der unabhängig von der ökonomischen Theorie gegeben ist (das nennt Robbins „materialistische“ Definition der Ökonomie), sondern als eine spezifische „Wissenschaft, die das menschliche Verhalten als Beziehung zwischen Zwecken und knappen Mitteln mit alternativen Verwendungsweisen erforscht.“ (Robbins 1972, S. 16). Damit wird auch (im Gegensatz zu Walras) das Konzept der Gesellschaft aufgegeben. Zugleich können moralische Urteile (wie sie Smith denkt) nicht mehr erklärt werden. Denn in einem Nutzen- bzw. Präferenzansatz können – wie es einem Formalismus immer zukommen muss – qualitative Unterscheidungen nicht unternommen werden, Moral kann kategorial nicht von Geschmack unterschieden werden. Wenn aber der Mensch im Prinzip als moralisches Wesen (mit qualitativen Unterscheidungen) betrachtet wird, dann werden NeoklassikerInnen – so das Argument von Charles Taylor – durch ihren naturalistischen Ansatz daran gehindert, „ihre eigenen Moralquellen zu formulieren und anzuerkennen“, Taylor spricht kritisch von „parasitärer Moral“ (Taylor 1994, S. 593 ff.). Vgl. auch Brodbeck (2003), Brodbeck spricht von einer „impliziten Ethik“.

²³Denn ein Marktmodell mit n Gütern ist in einem n -dimensionalen Mengenraum positioniert. Ein neues Gut würde eine zusätzliche Dimension benötigen, das sprengt das Modell, vgl. auch Brodbeck (2015).

Oeconomicus überhaupt erst entstehen lässt, gerät zu einem blinden Fleck innerhalb des ökonomischen Denkens. Damit gerät auch in Vergessenheit, wie vielen praktischen, schöpferischen und moralischen Fähigkeiten der Welt- und Selbstwahrnehmung sich ÖkonomInnen entsagen müssen, um den Menschen als bloßen Nutzenmaximierer überhaupt vorstellbar zu machen (vgl. Graupe 2014). Ebenso geht die Fähigkeit verloren, als WissenschaftlerInnen bewusst andere Bilder vom Menschsein zu schaffen (vgl. Graupe 2016b).

Einen Höhepunkt im Verlust der Bildlichkeit in der Geschichte der ökonomischen Theorie markiert auch der Ansatz von Friedrich August von Hayek. Wenngleich Hayek (trotz seines sogenannten Nobelpreises für Wirtschaftswissenschaften 1974) meist als Außenseiter gilt, hat er in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Entwicklung der ökonomischen Theorie entscheidend beeinflusst (Ötsch 2016). Dies gilt insbesondere für sein Marktkonzept (z. B. Hayek 1969), das vor allem in die Effizienzmarkthypothese (einem Grundpfeiler der modernen Finanzmarkttheorien) eingeflossen ist. Dabei wird „der Markt“ als Entdeckungsverfahren gedeutet und mit der Metapher eines „Telekommunikationssystems“ beschrieben (Hayek 1958, S. 86 f.). Die Grundidee ist bekannt: „Der Markt“ gilt als Prozess, der das in den Individuen verstreut herumliegende heterogene Wissen „entdeckt“, gesellschaftlich „koordiniert“ und in Preise transformiert. Das Preissystem erscheint auf diese Weise als ein „Mechanismus zur Kommunikation von Information“ (Hayek 1969, S. 249 ff.).²⁴ Preise „verkörpern“ – so wird gesagt – Wissen, Marktpreise werden als „Träger“ von Informationen gedeutet.²⁵ Gleichzeitig wird das in „dem Markt“ bzw. in „der erweiterten Ordnung“ prozessierte Wissen von Hayek als ein Art „Überwissen“

²⁴Mirowski (2013, S. 266) bezeichnet das in dieser Prozesstheorie enthaltene Effizienzkonzept als „informationale Effizienz“ – im Unterschied zur „allokativen Effizienz“ der Neoklassik, sie basiert auf einem statischen Modell mit maximierenden Akteuren. Mirowski und Nik-Khah (2017) zeigen in einer umfangreichen Geschichte des Informationsbegriffs, wie in der Ökonomie seit den 1970er-Jahren das Konzept der informationalen Effizienz auf Kosten der allokativen gestiegen ist. Auch in Lehrbüchern ist heute das Konzept der informationalen Effizienz zu finden. Varian z. B. vermengt die beiden Effizienzbegriffe in der Diskussion des Ersten Wohlfahrtstheorems: „The fact that competitive markets economize on information in this way is a strong argument in favor of their use as a way to allocate resources.“ (Varian 2014, S. 622 f.).

²⁵Wissen (das vom Menschen verstanden und interpretiert werden muss) wird hier kategorial mit Information (die quantitativ darstellbar und technisch reproduziert werden kann) vermischt – als ob in einer Sprache Syntax (die Struktur, die Grammatik) und Semantik (die Bedeutung von Zeichen) ident wären. Vgl. zu dieser Kritik Brodbeck (2014, 32 ff.) und Ötsch (2019, 80 ff.).

verstanden, welches das Wissen des einzelnen (sein „Gehirn“) überragt und diesem gegenübergestellt wird.²⁶

Ein springender Punkt in dieser Sichtweise ist die Abwertung der kognitiven Leistung des Menschen in seiner anthropologischen Dimension. Hayek argumentiert in klarem Gegensatz zum klassischen Liberalismus und zur Aufklärung: die Vernunft bzw. der Verstand spielt nach ihm für das gesellschaftlich (und ökonomisch) relevante Handeln keine konstitutive Rolle mehr. Denn das ökonomische Agieren würde auf einer unbewussten Grundlage stattfinden.²⁷ Gesellschaftliche Ordnungen (wie jene der „erweiterten Ordnung des Marktes“) basieren nach Hayek auf „konstitutiven“ Ideen (z. B. Hayek 1952, S. 36 ff.). Diese haben sich in einer kulturellen Evolution „spontan“ und nicht geplant entwickelt und wirken, wenn sie als Regeln etabliert sind, auf unbewusste Art. Bewusst und reflektiert kann der Mensch nach Hayek „den Markt“ nicht durchblicken und nicht durchdenken.²⁸ Die Menschen, die sich in der von Hayek behaupteten „Ordnung“ koordinieren (müssen), schwimmen diesbezüglich in einem „Meer von Nichtwissen“ (Hayek 1990, S. 88). Sie besitzen nicht die Fähigkeit, „die Ordnung“ insgesamt oder einzelne ihrer Ergebnisse aufgrund

²⁶Eine solche Ordnung „bezieht sich [...] auf das, was *weit über unser Verständnis, unsere Wünsche und Zielvorstellungen sowie unsere Sinneswahrnehmungen hinausgeht*, und auf das, was Wissen enthält und schafft, das kein einzelnes Gehirn und keine einzelne Organisation besitzen und erfinden könnte.“ (Hayek 1996, S. 76).

²⁷Hayek kennt (vereinfacht) drei Schichten von Regeln (Hayek 1998, Bd. 3, S. 159 f.; vgl. Slobodian 2018, S. 238 f.): Die erste (relativ konstante) Schicht ist völlig unbewusster Art, z. B. die Art, wie die Sinne funktionieren (Hayek 1952, 23 ff.). Die zweite Schicht ist für die Gesellschaft relevant. Sie enthält soziale Regeln, die z. B. aus Tradition beachtet werden, aber auch die vielen Regeln der „spontanen Ordnung“ nach Hayek. Hayek schreibt diesbezüglich von automatischen Reaktionen der Menschen in Analogie dazu, wie Eisenpläne auf einen Magneten reagieren (Hayek 1998, Bd. 1, S. 39 ff.). Als Drittes existiert nur noch eine „dünne“ Schicht von Regeln, die Menschen bewusst und mit voller Absicht für ihre Zwecke übernehmen oder verändern können. Allein für diese eingeschränkte Menge von Regeln ist nach Hayek die menschliche Vernunft zuständig.

²⁸Die „erweiterte Ordnung“ ist „so ausgedehnt [...], dass sie das Fassungsvermögen eines einzelnen [...] durch dessen Verstand übersteigt“ (Hayek 1996, S. 77). It „is an indisputable intellectual fact which nobody can hope to alter [...] This is the constitutional limitation of man’s knowledge and interests, the fact that he *cannot* know more than a tiny part of the whole of society and that therefore all that can enter into his motives are the immediate effects which his actions will have in the sphere he knows.“ (Hayek 1958, S. 14, Kursivsetzung im Original). Als Kritik vgl. Ötsch (2019, S. 434 ff.).

selbstgewählter Ziele beurteilen zu können (Hayek 1996, S. 84; vgl. Arnspenger 2008, S. 90).²⁹

Damit verlieren die Menschen nach Hayek auch die Fähigkeit sich Bilder über das wirtschaftliche (bzw. gesellschaftliche) Gesamtsystem machen zu können:³⁰ eine diesbezügliche Bildlichkeit stellt kein Thema für die Wirtschaftstheorie dar. Aber im Werk von Hayek gibt es eine andere Seite, in der Bilder über das System eine wichtige Rolle spielen.³¹ Hayek verfolgt nämlich seit seines Lebens ein gesellschaftspolitisches Anliegen. Spätestens ab den 1920er-Jahren teilt er die Ansicht von Mises, die menschliche Zivilisation insgesamt sei durch den „Sozialismus“ bedroht (z. B. Mises 1932, S. 1 und 424). Um das zu ändern bedürfe es – weil die Gesellschaft langfristig durch Ideen gesteuert werde – der

²⁹Für eine Darstellung, wie sich diese Auffassung bis hinein in die heutigen Standardlehrbücher zieht, siehe Graupe (2013, 2016c).

³⁰In seinem wenig rezipierten Frühwerk *The Sensory Order*, das Hayek erst 1952 publiziert hat, spricht Hayek von mentalen Bildern als einer phänomenalen Tatsache, deren man sich auch bewusst sein kann (z. B. S. 2, 105 und 120). Das Bewusstsein wird hier auf „Klassifikationen“ sensorischer Impulse zurückgeführt, „which produces an order strictly analogous to the order of sensory qualities can be effected by a system of connexions through which the impulses can be transmitted from fibre to fibre; and that such a system of connexions which is structurally equivalent to the order of sensory qualities will be built up if, in the course of the development of the species or the individual, connexions are established between fibres in which impulses occur at the same time.“ (Hayek 1952, S. 119). In dieser Kette wird die Eigenständigkeit des Bewusstseins geschwächt bzw. verneint: In einem Interview meinte Hayek zu seinem psychologischen Ansatz: „The contention which I want to expound and defend here is that, on the contrary, all the conscious experience that we regard as relatively concrete and primary, in particular all sensations, perceptions and images, are the product of a superimposition of many ‘classifications’ of the events perceived according to their significance in many respects. These classifications are to us difficult or impossible to disentangle because they happen simultaneously, but are nevertheless the constituents of the richer experiences which are built up from these abstract elements.“ (Hayek 2014, S. 315). Als Kritik an der *Sensory order* in Verbindung zu seiner Evolutionstheorie vgl.: „Hayek bemerkt nicht, dass ein Typ von Situation bereits eine *abstrakte* Klassifikation voraussetzt. [...] Ein Muster ist ebenso eine abstrakte Bedeutung wie ein *Situations-Typ*. Der Versuch, den Abstraktionsprozess als Selektion von (unbewussten) Regeln zu beschreiben, scheitert an dieser *notwendigen* Zirkularität der Bedeutung. Man kann eine Bedeutung immer nur durch eine *andere* Bedeutung, nicht aber durch einen außer-bedeutenden („unbedeutenden“) Sachverhalt wie einen mechanischen Selektionsprozess erklären.“ (Brodbeck 2009, S. 184).

³¹Vgl. zum Folgenden Ötsch (2019, S. 21 ff.).

Formulierung einer neuen liberalen Utopie (z. B. „eine umfassende Neudarstellung der Grundprinzipien einer Philosophie der Freiheit“, Hayek 1971, S. 4). Diese Aufgabe müsse sowohl theoretisch als auch praktisch-organisatorisch angegangen werden. Hayek gelingt es in der Zwischenkriegszeit ein Netzwerk von Personen in Europa und in den USA aufzubauen und dann u. a. im Walter Lippmann-Kolloquium (26.–30.08.1938 in Paris) und nach dem 2. Weltkrieg in der *Mont Pèlerin Society* (Gründungskonferenz vom 1.–10.04.1947 in der Nähe des Genfer Sees) zu institutionalisieren.³² Letztere wird von Hayek als Propaganda- bzw. Manipulationsprojekt beschrieben: Es gehe darum, ein neues Programm zu entwerfen, das die „Einbildungskraft“ jener Kreise, „gefangen nimmt“, „die auf längere Sicht die Entwicklung der öffentlichen Meinung bestimmen“ (Hayek 1992, S. 53). Der Entwurf eines solchen Programms wird dabei den „großen Denkern“ (zu denen Hayek sich selbst zählt) zugesprochen, Hayek nennt diese Personen *original thinkers*.³³

„Von ihnen stammen die Grundbegriffe, die das Denken des einfachen Mannes als auch der politischen Führer bestimmen und ihr Handeln leiten.“ (Hayek 1971, S. 136 f.):

Die Transformation der Gesellschaft, die Hayek intendiert, stellt er sich „als ein langsames Durchsickern von der Spitze der Pyramide abwärts“ vor (Hayek 1971, S. 138): Den großen „politischen Theoretikern“ müsse es gelingen, die nächste Schicht unter ihnen zu erreichen, das ist nach Hayek die „Klasse“ der „Intellektuellen“. ³⁴ Diese Personen sind unfähig zur Produktion gesellschaftsprägender Bilder, Hayek bezeichnet sie abfällig als „professionelle intellektuelle Altwarenhändler“ (*professional secondhand dealers in ideas*, Hayek 1960,

³²Diese Entwicklung wurde detaillierter beschrieben in Ötsch et. al. (2017, Kap. 4). und Ötsch (2019, Kap. 3).

³³Dabei handelt es sich um eine kleine elitäre Gruppe von Wissenschaftlern: die „großen Meister“ bzw. „kreativsten Geister“. Die Mehrheit der Wissenschaftler hingegen sind nach Hayek nur „master of his subject“, d. h. Wissenschaftler des „memory type“. Sie haben lediglich ihr Kurzzeitgedächtnis trainiert, können aber keine komplexen Argumente führen. (Hayek 1990, S. 50 ff.).

³⁴Diese „Klasse“ umfasst „Journalisten und Lehrern, Geistlichen und Volksbildnern, Schriftstellern und Radiosprechern, Künstlern und Schauspielern [...], viele Wissenschaftler und Ärzte“ (Hayek 1992, S. 42 f.).

S. 371).³⁵ Gelingt es den „großen Denkern“ die „Intellektuellen“ zu beeinflussen, dann kann langfristig die „öffentliche Meinung“ insgesamt kippen – und die Politiker, denen Hayek ebenfalls die Kraft abspricht, grundlegende neue Ideen zu erzeugen, müssen wie von selbst folgen.³⁶

Zwei Momente ragen in diesem Konzept heraus. Zum einen dient Wissenschaft nicht primär der Erkenntnis an sich, sondern wird in ihrer Wirkung auf die Gesellschaft betrachtet. Wissenschaft wird instrumentell: ein Werkzeug in der Hand einer selbsternannten intellektuellen Elite.

„Wir müssen uns mit den Meinungen befassen, die sich verbreitern müssen, wenn eine freie Gesellschaft erhalten oder wiederhergestellt werden soll, nicht mit dem, was im Augenblick durchführbar erscheint. Aber wenn wir uns so von den Vorurteilen, in die der Politiker eingefangen ist, losmachen müssen, so müssen wir doch kühl überlegen, was mit Überredung und Belehrung erreicht werden kann.“ (Hayek 1976, S. 142 f.)

Zweitens wird die Kraft zur Produktion von Bildern über die Gesellschaft ausschließlich einer (selbsternannten) intellektuellen Elite zugesprochen. Nur sie besitzt die Fähigkeit ein neues (utopisches) „zusammenhängendes Bild“ der Gesellschaft (eine „Gesamtanschauung“) entwerfen zu können (Hayek 1971, S. 137 und 140).³⁷ Denn „stückweise Änderungen“ in politischen Prozessen

³⁵„Es ist keine Übertreibung zu sagen, dass – wenn erst einmal der aktive Teil der Intellektuellen zu einem bestimmten Set an Glaubenssätzen bekehrt ist – der Prozess der allgemeinen Akzeptanz dieser Sätze nahezu automatisch und unwiderstehlich verläuft. Die Intellektuellen sind das Organ, das moderne Gesellschaften entwickelt haben, um Wissen und Ideen zu verbreiten, und ihre Überzeugungen und Meinungen wirken wie ein Sieb, durch das alle neuen Vorstellungen hindurchmüssen, bevor sie überhaupt die Massen erreichen können.“ (Hayek 1960, S. 374, eigene Übersetzung).

³⁶„Für den mit praktischen Fragen beschäftigten Politiker sind diese Ansichten auch tatsächlich unabänderliche Gegebenheiten. Es ist fast notwendig, daß er unoriginell ist und daß er sein Programm nach den Anschauungen der großen Menge aufstellt. Der erfolgreiche Politiker verdankt seine Macht dem Umstand, daß er sich innerhalb der herrschenden Ideen bewegt und in konventioneller Weise denkt und spricht.“ (Hayek 1971, S. 136).

³⁷„Utopia, like ideology, is a bad word today; and it is true that most utopias aim at radically redesigning society and suffer from internal contradictions that make their realization impossible. But an ideal picture of society which may not be wholly achievable or a guiding conception of the overall order to be aimed at, is nevertheless not only an indispensable precondition for any rational policy, but also the chief contribution that science can make to the solutions of problems of practical policy.“ (Hayek 1998, Bd. I, S. 65).